

Geschichte des deutschen Volkes seit dem 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters

von Emil Michael S. J.*)

-tt. Das Mittelalter ist eine Zeit der aufsteigenden Kultur in großen, weltbewegenden Kämpfen, eine Periode machtvollen Ringens um die höchsten Güter der Menschheit, die glänzendste Entfaltung der Energie des kirchlichen Lebens. In solche Zeit sich zu vertiefen, sie in sich selbst gleichsam nochmals zu erleben und sie in ungehinderter Wahrheit zu schil dern, mag für den Freund seines Volkes die erhebendste Beschäftigung sein. Darum war das Streben der edelsten Geister der Nation von jeher auf eine würdige Geschichte des deutschen Volkes gerichtet. Daß das bisher nur für Theile der deutschen Geschichte gelungen ist, die Schuld daran liegt nicht allein an denen, welche einen Versuch gemacht haben. Jeder Mensch ist ein Kind seiner Zeit, nicht sich allein gehört der Mensch an. Niemand vermag die Schranken der Erkenntniß mit einem Satze zu überspringen. Erst die Arbeit von Generationen ermöglicht einen klareren Blick, gewährt ein treueres Bild der Vergangenheit. Mit gerechtem Stolz dürfen wir es sagen, daß die deutsche Geschichtsforschung seit Dezennien rastlos arbeitete und mit wachsender Objektivität den Zeugnissen der Vergangenheit gegenübertritt. Die Arbeit des Einzelnen ist freilich nur soviel werth, als sie zur Ausführung des großen, herrlichen Gebäudes der Menschheitsgeschichte beiträgt.

Einer der gebaueten Söhne Deutschlands, der Jesuit Dr. Emil Michael, unternimmt es, dem deutschen Volke in einem groß angelegten Werke einen Spiegel seines Seins und Werdens vom 13.—16. Jahrhundert vorzuhalten. Daß der Verfasser einem Bedürfnisse abhalf und das gebildete Publikum die Gabe mit dem gebührenden Danke aufnahm, zeigt klar der beispiellose Erfolg des Buches, welches innerhalb weniger Monate dreimal neu aufgelegt wurde! Außerlich wie innerlich gibt sich das Werk als echtes Geisteskind Janssens, unseres großen Geschichtschreibers, zu erkennen. Die Darstellung Michaels ruht auf der breiten Basis einer umfassenden Kenntniß der einschlägigen Arbeiten — das Verzeichniß der vollständigen Titel der wiederholt in bedeutend gekürzter Form citirten Werke füllt allein 23 Seiten — und einer Sicherheit des Urtheiles, das deswegen nicht weniger werth ist, weil es meist mit den Worten Anderer ausgedrückt ist.

Unternehmen wir es nun, dem Autor auf dem von ihm gebahnten Wege zu folgen, erfreuen wir uns mit ihm an den Schöpfungen der eigenen nationalen Vergangenheit, und vielleicht gelingt es uns sogar, die eine oder andere stehen gebliebene dornige Ranke zu beseitigen. Wahrlich, nicht Lust am Tadeln, sondern Freude über die herrliche Gabe bestimmt uns, da oder dort eine Aenderung vorzuschlagen. Das Gesamtbild erleidet dadurch keine wesentliche Aenderung, und das Einzelne — dort Licht, dort Schatten — kann dabei nur gewinnen.

Die Einladung des Autors im Vorwort (S. VIII) lautet einschmeichelnd genug: Trotz aller dunklen Erscheinungen, die sich stets im Gefolge schwerer Umwälzungen einstellen, hat das Licht sehr überwogen.

*) I. Band. Freiburg i. B., Herder, 1897; 8°; XX, 368 S.; M. 5.—, geb. M. 6.80.

I. Landwirtschaft und Bauern.

1. Die Landwirtschaft.

Die Deutschen waren seit ihrer Niederlassung in den wald- und sumpfreichen Gegenden Germaniens ein ackerbaureichendes Volk. Dem freien Germanen ziemte Krieg und Müßiggang, Arbeit aber den Weibern und Unfreien. Die christlichen Glaubensboten lehrten, indem sie selbst arbeiteten und in dem weithin mit Wald bedeckten Lande in ihren Stiftungen von den Deutschen angestammte wirtschaftliche Mittelpunkte schufen, die Trägheit überwinden, die ehrliche Arbeit achten und lieben. S. 7—8. An dem Stifte Benediktbeuern wird die geeignete Kulturthätigkeit der Söhne des hl. Benedikt so recht klar, ihr volles Verständniß für Zeit und Menschen, ihre liebevolle Sorgfalt für die von ihnen geschaffene Gemeinde Tachenau. S. 8—9. Zeigt dies eine Beispiel den glänzenden Sieg der geistig überlegenen Kulturarbeiter in der Antike, so haben die Orden der Cisterzienser und Prämonstratenser eine noch glänzendere Aufgabe gelöst in den osielbischen, slavischen Gebieten. S. 10. Der Ackerbau stieg, je mehr er emporschlüßte, in der Werthschätzung der Zeitgenossen, war er ja eine göttliche Institution. In diesem Sinne läßt Werner der Gärtner, ein süddeutscher Dichter des beginnenden 13. Jahrhunderts, den alten Helmbrecht zu seinem entarteten Sohne sprechen:

„Bebau das Feld, bleib bei dem Pflug,
Dann nüttest du der Welt genug.
Von dir dann Nutzen haben kann
Der arme wie der reiche Mann. . . .
Drum treibe nur den Ackerbau.
Denn sicher manche edle Frau
Wird durch des Bauern Fleiß verschönet.
Manch König wird gekrönt
Durch des Ackerbau's Ertrag.
Wie stolz wohl mancher sein auch mag,
Sein Hochmuth müßt zu Schanden werden,
Gib's nicht den Bauersmann auf Erden.“

Unwillkürlich vergleichen wir die Thatfache, daß der österreichische Herzog Albrecht I. die unter seinen Fahnen dienenden österreichischen Bauern zur Zeit der Ernte heimziehen ließ, mit den gänzlich verschiedenen Erscheinungen der Gegenwart. S. 10—11.

Es ist begreiflich, daß Arbeitskräfte sehr gesucht waren, daß man den fremden Ansiedler unter sehr leichten Bedingungen als Grundholden aufnahm. S. 12. Der Landmann tauschte also um billigen Preis theure Waare ein; denn das Getreide, worin zumeist die Abgabe des Grundholden bestand, stand verhältnißmäßig hoch im Preise. Ebenso wurde der freie Tagelohn außerordentlich günstig berechnet; nie war die wirtschaftliche Lage der landarbeitenden Klassen günstiger als im 13. Jahrhundert. S. 12—13. Bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts erfüllten mit dem Getreide auch die Bodenpreise in manchen Gegenden eine 17fache Steigerung, während die Naturalieferungen der Hörigen dieselben blieben, so daß also den landbauenden Klassen volle $\frac{1}{5}$ der Grundrente zufielen — das glänzende Resultat der letzten großen Ackerbau-epoche in Deutschland. S. 13—14.

Die jugendliche Energie jenes kraftstrosenden Geschlechtes schenkte aber auch vor keiner Schwierigkeit zurück: Sumpfe und Moräste, auch Seen wurden in Ackerland umgewandelt, weniger wohl zu menschlichen Wohnungen, wie M. auch heißt; Teiche wurden auf Bergeshöhen angelegt, damit die Niederschläge in ihnen sich sammeln

könnten und durch Befruchtung der Felder wie durch Treiben von Mühlen eine Quelle des Segens würden für das Thal. Insbesondere die Mülserwirtschaften der Cisterzienser wurden Ackerbauschulen für die weltlichen Großen, und noch heute zeigen Deutschlands schönste Waldlandschaften vom Rhein bis Danzig die Trümmer der Cisterziensercultur. Kurz, allenthalben erblicken wir eine hochentwickelte Bodencultur und eine intensive Bewirtschaftung des Landes. S. 14—15.

Der Thatendrang in An- und Ausbau während der Stauferzeit überstieg nicht selten die Leistungsfähigkeit des Bodens, indem sich da und dort in Deutschland Orte nachweisen lassen, die als minder glückliche Robinsonen und Hofanlagen wieder aufgegeben werden mußten. So geschah es auch mit der Kultur der Traube. S. 15—16. Der Weinbau war seit der Karolingerzeit stark entwickelt: besonders waren es die geistlichen Grundherrschaften, durch welche die Pflege und Verbreitung der Traube wesentlich gefördert wurde, „da diese ebenso dem Geheimnisse des Altares, wie dem täglichen Gebrauche diene“. Obwohl man versteht, was gemeint ist, ist die Ausdrucksweise wenig glücklich. Wein wurde in ganz Deutschland gebaut, auf der bayerischen Hochebene, in Brandenburg und Pommern, auf Nügen, selbst in Kurland. Der Ertrag war begreiflicherweise ein so geringer, daß der Weinbau dem Garten- und Ackerbau wieder weichen mußte. S. 16, 24—26. Diesen Wechsel der Culturen nennt Lamprecht (Wirtschaftsleben I, 132. 129) nicht „Nachlässigkeit“, sondern eine zu weit gehende Energie im Anbau“.

Endlich darf nicht vergessen werden, daß die geistliche und weltliche Macht nicht ermangelten, dem Landmann und dem Ackerbau ihren Schutz zu verleihen. Friedrich II. erließ 1220 unter Androhung schwerer Strafen, selbst der Nacht, strenge Vorschriften zum Besten der Bauern. Verletzungen des kaiserlichen Gesetzes mögen wohl stattgefunden haben. Der Geschädigte rettete in solchem Falle, soweit möglich, seine Habe in das benachbarte Gotteshaus, um sich innerhalb der Kirchhofmauer gegen die Friedensförder zu wehren. S. 17.

Folgen wir nun mit M. dem Bauern des 13. Jahrhunderts in seine Wohnung, seinen Garten, auf das Feld, in den Wald, und vergegenwärtigen wir uns seine Besitzverhältnisse.

Die Gehöfte der hörigen Bauern umgaben den Herren- oder Fronhof, wenn sie sich mit diesem in derselben Dorfmark befanden. Sie waren das Bild des Herrenhofes im kleinen. Das Gehöfte der mittelrheinischen Franken wurde die herrschende Form bis tief nach Polen und Ungarn hinein. Es waren Bedürfnisbauten, meist aus Holz, wie sie in abgelegenen, zumeist Gebirgsgegenden noch zu finden sind. Im Hofe befand sich der Brunnen, auf dem Dache wurde fast regelmäßig Hauslauch gepflanzt, der die Stelle unseres Blitzableiters versehen sollte. S. 17—18.

Nicht selten lebte auch das Vieh unter demselben Dache wie der Bauer. Nicht der unentwickelte Hausbau allein, sondern die hohe Werthschätzung des Viehes spricht sich darin aus. Daß es „mit großer Rücksicht“ behandelt wurde, können wir dem Verfasser nicht glauben. Man sehe sich nur die Behandlung des Viehes in der Jetztzeit an: die Herzensbildung der bauerlichen Bevölkerung, heute wie damals, weiß sich frei von den Sentimentalitäten der modernen Thierschutzvereine, das Vieh wird eben als Vieh behandelt, und das rauhe Leben im steten Kampfe mit den feindlichen Naturgewalten, nach dieser Richtung

wenig beeinflusst von dem sittigenden Geiste des Christenthums, weist oft eine abgrundtiefe Rohheit und Brutalität auf. — Das Wergeld der Hausthiere war nach dem Sachsenpiegel ein ziemlich bedeutendes. Die Zahl der gehaltenen Hausthiere zu ermitteln, ist unmöglich. Die Pflege des Viehes war nach den Ortsverhältnissen verschieden, im allgemeinen der heutigen sehr ähnlich. Großer Werth wurde auf das Weiden gelegt; wer selbst keine eigenen Triften besaß, hatte gegen Entschädigung Zutritt zur Weide „seines“ Grundherrn, nicht, wie M. sagt, „eines d. i. irgend eines“ Grundherrn. — Die Schweinezucht war so ausgebehnt und geschätzt, daß die Waldungen oft nicht nach ihrem Holzwerte, sondern nach der Anzahl Schweine taxirt wurden, die sich darin sättigen konnten; die Eichenwälder hatten für die Schweinemast den Vorzug; das Schwein war im Mittelalter bei reich und arm das beliebteste Fleischtier. — Wegen seines Fleisches wie wegen seiner Wolle geschätzt war das Schaf. Ziegen wurden meist nur an Bergwerksorten gehalten, weil man gefunden hatte, daß ihre Milch den schwindlichen Grubenarbeitern sehr zuträglich sei. — Hühner, Enten und Gänse hatten geringes Wergeld; außerdem kommen auch vor Tauben, Pfauen, Fasanen und Schwäne. S. 30—33.

Große Bedeutung hatte die Bienezucht sowohl wegen des Waxes wie des Honigs. Das Recht des Bienensanges war unbestritten: wer im Wald einen Bienenschwarm fand, war dessen Eigentümer. Die mittelalterliche Bienenzucht hatte eine stammeswerthe Ausdehnung. S. 33. Wir hätten darum gehofft, Ausführlicheres darüber zu vernehmen, die 11 Zeilen auf S. 33 werden der Bedeutung für den mittelalterlichen Haushalt wie für den Gebrauch der Kirche sicherlich nicht gerecht. —

In der Nähe der Wohnung und ferne in der Flur lagen die eingefriedeten Gärten, deren Anlage und Pflege seit dem 8. Jahrhundert durch die Benediktiner in Deutschland eingeführt wurde, indem sie römische Kulturpflanzen in großer Menge über die Alpen brachten. Es gab Pflanz-, Heil-, technisch verwendbare Pflanzen, Pflanzen des Gemüsegartens und Obstbäume, welche sämmtlich Albert der Große in seinen „sieben Büchern von den Pflanzen“ eingehend und verständlichvoll beschrieben hat. Mehr verbreitet als heutzutage war der Anbau des Hopfens, noch mehr aber, wie schon erwähnt, die Kultur des Weines. Dadurch, daß die Mönche, welche zur Gründung eines neuen Klosters auszogen, einerseits die Pflanzen des Mutterklosters für die neue Stiftung mit sich nahmen, andererseits wohl auch einmal ein unbekanntes Gewächs aus der Fremde mit heimbrachten, hatten die Klostersgärten ein gleichartiges Aussehen. Aus ihnen gelangten neue Pflanzen in die Gärten der benachbarten Dörfer. Cisterzienser brachten von Morimund die graue Renette in das Kölnische und nach Thüringen; wir kennen sie — und wer sollte sie nicht kennen! — als Borsdorfer Apfel. — Auch Treibhäuser treten um die Mitte des 13. Jahrhunderts im Norden auf. Die Gärten erfreuten sich endlich auch der Aufmerksamkeit der Reichsgesetzgebung (Friedrich I. und Otto IV.) und der Rechtsbücher (Sachsenpiegel und Stadtrechte). Vgl. S. 20—24.

Zu jedem Dorfe gehörte eine Feldmark, die getheilte und die ungetheilte. In der ersteren besaß der freie und hörige Bauer eine bestimmte Anzahl von Feldern, Wiesen und Weinbergen. Die letztere, die Allmende, umfaßte alles andere zum Dorf gehörige Land.

Die Grenzen der Marken, wie der einzelnen ausgeschiedenen Theile, waren sorgfältig abgesteckt; die Beschädigung eines Grenzsteines oder Malbaumes, sowie dessen eigenmächtige Verriidung wurden nach dem Sachsenspiegel schwer bestraft, auch die eigenmächtige Sezung solcher war verboten. S. 19—20. Getreidearten waren Weizen, Spelz, Roggen, Gerste, Hafer und Hirse. Seit Karl dem Großen war das System der Dreifelderwirtschaft immer mehr in Uebung gekommen. Für die Bereitung des Brodes diente das Hafermehl zumeist, Weizenbrod aßen nur die besseren Stände. — Bei Herstellung der Ackerwerkzeuge kam durch den Aufschwung des Bergbaues und der Gewerbe das Eisen schon zu häufigerer Verwendung. Nach der Bestellung des Feldes im Frühjahr wurden Acker und Wiesen, vermuthlich nur soweit sie einer Beschädigung ausgesetzt waren, mit Zäunen umgeben oder „umfassen“, auf deren Verletzung hohe Strafe stand. Die landwirtschaftlichen Arbeiten vollzogen sich in derselben Reihenfolge wie heute noch in den von der Natur stiefmütterlich bedachten und bei der Dreifelderwirtschaft älterer Ordnung stehen gebliebenen Gegenden. S. 26—28.

Ein Hauptbestandtheil der alten Marken war der Wald. Da die weite Ausdehnung des Urwaldes eine höhere Cultur unmöglich machte, so war man Jahrhunderte lang auf die Nüchtung und Rodung desselben bedacht. Der starke Verbrauch des Holzes für die Bauten von Häusern und Kirchen, sowie für landwirtschaftliche Zwecke ließ manchen Orts schon am Ende des 12. Jahrhunderts an den Schuß des Waldes denken durch Begrenzung der Holzberechtigungen. Was heutzutage vielfach im parteipolitischen Kampfe gegen die Kirche ausgeschlachtet wird, die Festlegung der Holzberechtigungen, war eine der nothwendigsten und nützlichsten Maßregeln zum Schutze des Waldes, zur Vorbeugung des Holzmangels. Sämmtliche Rechtsbücher des 13. Jahrhunderts enthalten bereits zum Theil scharfe und weitgehende Schutzbestimmungen für den Wald. S. 29—30.

Der Subbegriff aller Nutzungen des Bauern in der getheilten und ungetheilten Mark, einschließlich des Hofes und der Hofgebäude, hieß Mansus, Hube oder Hufe. Die einzelnen Bauergüter waren der Größe nach in verschiedenen Ortschaften verschieden, aber in ein und denselben Dorfe ursprünglich immer gleich. Das kleinste ursprüngliche Hufenmaß ist das von 30 Morgen oder Tagwerk, gleich 10 $\frac{1}{2}$ Hektar. Es gab indeß auch halbe und Viertelshufen, später auch Bauergüter von 60 und 120 Morgen Ackerland. S. 20.

Wir dürfen es dem Autor glauben, daß die Landwirtschaft mit all ihren Zweigen während des 13. Jahrhunderts in kräftiger, naturgemäßer und darum gesunder Entwicklung begriffen war. Das Streben, möglichst viel Boden urbar zu machen und daraus den größten Gewinn zu ziehen, war bedingt durch die sogenannte häuerliche Leihe. Noch wirksamer förderte den Landbau der allmähliche Uebergang der Grundhörigkeit in ein freieres Erbpacht- oder Zinsverhältniß. Diese Erbpacht, eine Erfindung der Klöster, gab dem freien Pächter die nöthige moralische Kraft zur Arbeit: konnte er doch seine Lage durch eigene Schuld verschlimmern, oder durch angestrenzte Thätigkeit verbessern. Die Form der Leihe und die dingliche Leistung als Vergütung entzogen Grund und Boden der Ausbeutung durch das Kapital, eine damals nicht geahnte Wohlthat! Die kirchlichen Zins- und Wucherverbote waren daher nur der rechtliche Ausdruck einer ökonomischen Nothwendigkeit. Und doch entbehrte der

Bauer nicht der Vorthelle eines wahrhaft fördernden Darlehens, des sogenannten Rentenkaufes, der vermöge seiner Unkündbarkeit die Landwirtschaft vor der Verschuldung gerettet hat. S. 35—37.

Mit dem blühenden Zustand der Landwirtschaft war verknüpft die Besserung der gesellschaftlichen Stellung der Bauern, welche sich bisher nie so wohl gefühlt hatten, wie im 13. Jahrhundert. S. 37.

(Fortsetzung folgt.)

Die Passio der Thebäischen Legion.

Die Passio Acaunensium martyrum ist, wie jetzt unbestritten feststeht, von Eucherius, Bischof von Lyon, der nach Gennadius de vir. ill. cap. 63 zwischen 450 und 455 starb, verfaßt und dem Bischof Silvius¹⁾ von Octodurum (Martigny), in dessen Diöcese Acaunus (heute St. Maurice) lag, gewidmet. Da ihr die Erzählung des Bischofs Jsaak von Genf, eines Zeitgenossen des Bischofs Theodor²⁾ von Octodurum, der die Gebeine der hl. Martyrer auffand³⁾ und über ihnen eine Kirche erbaute, zu Grunde liegt, so kann sie als gut beglaubigt gelten. Dennoch hat gerade diese Legende die heftigsten Angriffe erfahren, weil den meisten Forschern die Niedermelung einer ganzen Legion als etwas ungeheuerliches erschien. Ließen die einen wenigstens noch die Möglichkeit offen, daß eine Cohorte (etwa eine cohors miliaria) der Wuth des Tyrannen Maximian zum Opfer gefallen sei, so re- duzirte Franz Stolle⁴⁾ die Zahl der Märtyrer bereits auf drei: den primicerius⁵⁾ Mauritius, den senator militum Candidus, den campidoctor Exuperius, die einzigen, welche Eucherius neben dem Veteran Victor⁶⁾ mit Namen anzugeben vermochte. Noch weiter geht G. Dümmler, der in seiner Ausgabe der metrischen Behandlung dieses Stoffes (in Leouinen) durch Siegbert von Gemblour auch die Namen der Thebier als erfunden bezeichnet. Er sagt wörtlich folgendes:⁷⁾

„Sie sind wenig individuell. Mauritius (der Mohr) konnte den Afrikaner bezeichnen, Exuperius (von exsuperare) den Ueberwinder, Candidus (und Innocentius⁸⁾) den Reinen, Victor den Sieger. Mit Gelpse wäre ich

¹⁾ Vermuthlich eben jenem Bolesinus Silvius, der Eucher im Jahre 448/49 seinen Laterculus dedicirte, s. C. J. L. I. p. 333. Die älteste Handschrift der Passio (= cod. Paris. n. 9550 aus dem Kloster St. Claude im Jura) gehört noch dem 7. Jahrhundert an, s. Krusch a. a. D. Seite 22.

²⁾ Theodor^{us} nahm im Jahre 381 an dem Concil von Aquileja und im Jahre 390 an dem Concil von Mailand theil.

³⁾ Theodor^{us} grub eben da nach, wo die Tradition die Märtyrerlegion bestattet sein ließ. Eucher stellt dies so dar, als wenn die Auffindung der Gebeine infolge einer Offenbarung geschehen wäre.

⁴⁾ Das Martyrium der thebäischen Legion. Münster 1891, S. 82.

⁵⁾ Ueber primicerius und senator militum, die nächsten Rangstufen nach dem Tribun, vgl. Hieronymus ad Pamachium cap. 19 (Migne P. L. 23 col. 370). Ueber campidoctor vgl. Vegetius de re mil. III, 6 u. 8.

⁶⁾ Den Passus über den Veteran Victor (cap. 12 u. cap. 14) betrachtet Stolle (S. 84 f.) als spätere Interpolation, vgl. dagegen Krusch S. 21. In Bezug auf Ursus und Victor, welche in Solothurn den Martiertod erlitten, hat Stolle recht (vergl. cap. 13), doch ist diese Interpolation uralt.

⁷⁾ S. Abhandlungen der Berliner Akad. d. W., Berlin 1893, I. S. 20 A. 2. Auch Krusch findet die Namen sehr verdächtig. (1)

⁸⁾ Die Stelle, welche von der Auffindung der Gebeine des Innocentius handelt, rührt nicht von Eucher her, s. Krusch S. 25.

daher geneigt, einen altrömischen Begräbnisplatz in St. Maurice als Keimpunkt (sic) der Sage zu betrachten. Die Namen ließen sich für die Kirchweihe leicht erdichten.“

Eine solche Kritik verdient wohl kaum mehr, daß man sich ernstlich mit ihr befaße. In Wahrheit ist Mauricius — abgeleitet von Mauricus — ein römisches Cognomen, das gerade im 3. und 4. Jahrhundert öfter vorkommt.⁹⁾ Zudem — was hat der Maure mit den Bewohnern der Thebais zu schaffen? Aegypten und die Thebais zählten ja nach der Anschauung der Alten nicht zu Afrika, sondern zu Asien (s. Mela I, 1 n. 9; Plin. nat. hist. V, 9, 2). Auch das cognomen Exuperius war in der römischen Kaiserzeit nicht selten, um von Candidus und Victor zu schweigen. Es ist mithin kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Namen der Martyrer erdichtet seien.

Ebenso haltlos ist die Hypothese Gelpke's (Kirchengeschichte der Schweiz I, S. 81), daß die Auffindung zahlreicher Gebeine durch Bischof Theodorus die Sage veranlaßt habe.¹⁰⁾ Denn wie sollen wir uns erklären, daß in einer so dünnbevölkerten Gegend, wie es die Landschaft am nördlichen Abhang des Mons Jovis im Alterthum war und noch heute ist, ein Begräbnisplatz von solcher Ausdehnung entstand, daß die Meinung, es sei eine ganze Legion in Agaunum bestattet, Platz greifen konnte. Dies wäre ja nur denkbar, wenn daselbst eine Schlacht stattgefunden hätte. Damit aber werden wir wieder auf die Idee eines Massenmordes geleitet.

Solchen feichten Einwänden gegenüber, welche auch Krusch sich angeeignet hat, genügt es, folgende Thatsachen zu constatiren:

1. daß unter dem Befehle Maximians wirklich eine Legion Thebäer stand, die „Prima Maximiana Thebaeorum“,¹¹⁾ die er selbst errichtet hatte, (wie Constantius Chlorus die „Secunda Flavia Constantia Thebaeorum“ und Diocletian die „Tertia Diocletiana Thebaeorum“);
2. daß Maximian im Herbst des Jahres 296 mit einem Heere vom Rheine her über die penninischen Alpen nach Italien (Mailand) und von da nach Afrika zog, um die rebellischen Quinquegentanei in Mauritania Caesariensis (= Algerien) zu bekämpfen;¹²⁾ er muß dabei Agaunum und Octodurum berührt haben;

⁹⁾ S. Forcellini im Duomastikon unter Mauricius und Exuperius.

¹⁰⁾ Gelpke beruft sich auf die Ursulalegende — als wenn man Agaunum mit Köln vergleichen könnte! Auch seine Behauptung, daß dieser „still abgelegene Ort in der Römerzeit zu einem Begräbnisplatz selbst für solche benützt wurde, die anderwärts gestorben waren“, ist abgesehen von einem ganz vereinzelten Falle (s. Mittheil. d. antiqu. Gesch. in Zürich Bd. X S. 6 u. 24), nicht zureichend.

¹¹⁾ S. Krusch S. 21. Absurd ist die von Krusch S. 22 gebilligte Behauptung Otto Hunzigers (s. M. Bidingers, Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte II, S. 270 f.), daß Eucherius die Bezeichnung „Thebaei“ nur deshalb gewählt habe, weil er aus Eusebius wußte, daß es in der Thebais viele Christen gab. Denn auch Gallien, die älteste Tochter der Kirche, zählte im 3. Jahrhundert viele Christen, und Eucher brauchte daher nicht soweit auszugreifen, daß er gegen alle Wahrscheinlichkeit die Thebäer von der Grenze Arabiens heranzog.

¹²⁾ S. m. Besprechung der Schrift von Stolle in der Beilage zur Ausg. Postiga. Jahrg. 1894 Nr. 33 S. 257. Damit ist der Einwand Krusch's (S. 21) widerlegt, daß dieser Vorfall mit der Geschichte Maximians (die uns nur höchst lückenhaft überliefert ist) nicht in Einklang zu bringen sei.

3. daß Dezimierungen und Niedermehrung größerer Truppentheile im Laufe der römischen Geschichte wiederholt vorkamen.¹³⁾

Solange diese drei Thatsachen nicht umgestoßen werden können, ist jeder Versuch, die Legende der Thebäer als eine Erfindung hinzustellen, eitel zu nennen und daran festzuhalten, daß eine größere Abtheilung Thebäer in der von der Legende geschilderten Weise den Tod gefunden habe. Eucherius irrt nur darin, daß er die Stärke der Legion auf 6600 Mann beziffert,¹⁴⁾ denn es ist kaum denkbar, daß die Thebais, welche laut der Notitia dignitatum fünf Legionen stellte (4 comitatenses, 1 palatina), mehr als 30,000 Mann (ohne die Reiterei) aufgebracht habe. Die Zahl der Gefallenen wird daher niedriger anzusetzen sein. Auch das geben wir Krusch (S. 22 N. 1) gerne zu, daß Eucher die Rede des Mauricius rhetorisch aufgeputzt habe. Aber auch Thutychides legt seinen Helden Neben in den Mund, die er selbst gefertigt hat, und doch wird es darum niemand in den Sinn kommen, Thutychides den Namen eines Geschichtschreibers streitig zu machen.

Fernan Caballero.

Zum hundertjährigen Geburtstag der größten spanischen Dichterin dieses Jahrhunderts.

A. M. Die erste Bahnstation, 14 Kilometer von Sevilla entfernt, auf der Linie Sevilla-Jerez-Cádiz ist Dos Hermanas („die zwei Schwestern“), ein lieblicher Ort mit hübschen Landhäusern inmitten fruchtbarladener, starkduftender Orangenbäume. In einer dieser schönsten Villen wohnte seinerzeit wohl die beliebteste spanische Schriftstellerin dieses Jahrhunderts, Fernan Caballero. Ich erinnere mich derselben lebhaft, als ich im Frühling 1894 mit dem Dampfrosse, Dos Hermanas berührend, der spanischen Seestadt Cádiz zuelte. So gut ich es vermochte, erzählte ich damals meinen lieben Reisegefährten von der berühmten Dichterin. Inzwischen habe ich mich eingehender mit ihrem Lebensgange und ihren verschiedenen Werken befaßt. Vielleicht interessiert es den einen oder andern Leser der Postzeitung, Näheres über Fernan Caballero zu erfahren, und überdies sind es ja jetzt hundert Jahre, daß diese dichterisch so reich begabte Frau das Licht der Welt erblickte.¹⁾

In ihrem Privatleben trug Fernan Caballero den Namen Cécilia. Sie war dreimal verheirathet. Ihr erster Gemahl war ein spanischer Offizier, Namens Planelles, ihr zweiter der Marqués de Arco-Hermoso, ihr dritter der Advokat Antonio de Arrom. Alle drei Ehen blieben kinderlos. Väterlicherseits erpente sich die Dichterin deutscher Abstammung; denn ihr Vater war der Hamburger Kaufmann Johann Nikolaus Böhl von

¹⁾ Vergl. Stolle a. a. D. S. 76 f. Wenn Eusebius und Lactantius von diesem Gemahl keine Erwähnung thun, so ist dabei zu berücksichtigen, daß beide im fernem Orient lebten und von den Ereignissen im Occident nur mangelhaft unterrichtet waren.

¹⁴⁾ Diese Schätzung hat Eucher wahrscheinlich aus Plutarch, vita Romuli cap. 20 entnommen.

¹⁾ Zur Abfassung obenstehenden Artikels benützte ich vornehmlich als Quellen: Kreiten S. J., Fernan Caballero, Stimmen aus Maria-Laach, Bd. 13, S. 277 ff. u. Bd. XIV, S. 20 ff., 174 ff. u. 302 ff.; Historisch-politische Blätter Bd. 46, S. 552 ff. Ausgewählte Werke der Dichterin in deutscher Uebersetzung von Lemle, Claus und Hedwig Wolf, erschienen bei Ferdinand Schöningh in Baderborn 1859—1864. Coleccion de autores Espanoles, herausgegeben von Brockhaus in Leipzig.

Faber. Derselbe besaß in Cadix ein großes Handlungshaus und stand mit dem ehrwürdigen Berthes, einem deutschen Patrioten im besten Sinne des Wortes, in regem Briefwechsel. Fernan Caballero's Mutter war die vornehme Spanierin Frasquita (Franziska) de Larea, welche selbst wiederum mütterlicherseits von einer Ir-länderin abstammte. Jedoch nicht im reizend gelegenen, meerungürteten Cadix, sondern fern von den andalusischen Gefilden, an dem romantischen Gestade des Genesersee's, in Morges wurde unsere Dichterin geboren. Ihr Geburtsjahr wird verschieden angegeben. In den bisher in Deutschland über dieselbe erschienenen Werken finden wir regelmäßig das Jahr 1797 (26. August) verzeichnet. Dagegen nennen uns der französische Graf Bonneau-Avenant in seinen *Deux nouvelles Andalouses* posthumes de Fernan Caballero. *Précédés de sa vie* (Paris 1882) und M. Menio im ersten Bande der *Obras completas de Fernan Caballero* (Madrid 1893) den 25. Dezember 1796 als den Tag ihrer Geburt.¹⁾ Letztere berufen sich hierbei auf den im Madrider Kriegsministerium aufbewahrten Taufschein der Dichterin.

Ihre ersten Kinderjahre verlebte Caballero in Spanien, später kam sie mit ihren Eltern nach Deutschland, wo sie bis zum 16. Lebensjahre auf dem von ihrem Vater angekauften Gute Görslow am Schwerinersee verblieb. Dann kehrte sie im Jahre 1813, denselben Jahre, in welchem ihr Vater vom Protestantismus zur katholischen Kirche übertrat, wieder in das sonnige Andalusien nach Cadix zurück. Da inzwischen in den unruhigen Zeitläufen fast das ganze Vermögen ihres Vaters verloren gegangen war, so sah sich derselbe im Interesse einer anständigen Existenz für sich und die Seinigen veranlaßt, bei einem englischen Weinbau- und Weinversandungs-Geschäft das Amt eines Oberaufsehers zu übernehmen, und siedelte zu diesem Zwecke nach dem Cadix gegenüberliegenden Puerto de Santa Maria über. Dort führte er bis zu seinem Lebensende 1836 mit seiner Familie, indem seine Wohnung allen Anhängern Altspaniens, von den Jungspaniern „*Serviles*“ genannt, gastlich offenstand, ein sehr idyllisches, zufriedenes Leben. „Von Kindern und Kindeskindern umgeben“, schrieb er an seinen Freund Dr. Julius, „und an der Spitze einer blühenden Handlung mit Muße zum Lesen und Träumen, habe ich Niemand zu beneiden.“ In anziehendster Weise aber verstand es später seine dichterische Tochter im „*Volksbilde*“²⁾ das ländliche Heim ihrer Eltern zu schildern.

„Auf der Seite,“ heißt es dort, „welche derjenigen, worin die Schenke liegt, entgegengesetzt ist, sah man ein sehr reinliches, ganz weißes Haus. Vor kurzem erst war es mit einem neuen Kalkleide beschenkt worden. Kräutchen und Blümchen bedeckten sein Dach, gleich als ob ein mit Laubwerk durchwirkter Schleier darüber geworfen worden wäre. Durch sein offenes Thor sah man in den Hofraum (patio), der sich zu einem Blumenkorbe gestaltet hatte. Der schöne Anblick, den das Haus bot, konnte mit einem aufrichtigen Menschen, der unverhohlen ein Herz voll Unschuld und Frömmlichkeit zeigt und sehen läßt, verglichen werden. Man schaute dort Rosen in ihren Farben, weiße, rothe und gelbe, wie Schwestern in verschiedenem Gewande. Die Lilie — diese deutsche Blume, die so frühe blüht — verneigte sich unempfindlich und traurig in ihrem bescheidenen Kleide. Die zarten Veilchen deckten sich mit

¹⁾ Fernan Caballero's Eltern verheirateten sich im Frühlinge 1796. Vergl. Kölnische Volkszeitung vom 15. Sept. 1897, Nr. 673, drittes Blatt.

²⁾ *Relaciones por Fernan Caballero*, Brockhaus, Leipzig 1876. S. 151 f.

ihren runden Blättern wie mit Sonnenschirmen zu. In den Spalten der Wände trieb die *Reseda* in aller Eile ihre Zweiglein, während derselben mit seinen großen, unschuldigen Augen ihr guter Freund, der *Salamander*, zuschaute. Ringsherum im Hofe verneigten sich auf an der Wand wie Kanzeln angebrachten Ziegelsteingefäßen gelehrte Nellen nach außen hin und hielten über die Kürze des Lebens den übrigen Blumen eine Predigt. Ein bläßer und zarter Jasmin, welcher dieselbe hörte, fiel ohnmächtig in die Arme einer spanischen Kressenstaude, welche unerschrocken in ihrem goldenen Gewande ein Gitter überklettert hatte und bis zum Jasmin hinaufgerannt war. Des Hofes Mitte nahmen ein Pomeranzen- und ein Granatenbaum ein, die ihre rothen und weißen Blüthen mit einer Harmonie und einem Stillschweigen untereinander mischten, daß sie die französische gesetzgebende Versammlung hätten tief beschämen müssen. Eine große Menge kleiner Vögel, Schmetterlinge und Bienen machten von Blume zu Blume höflichen Besuch, ohne Besorgniß, es möchte eines dieser liebenswürdigen Blumenkinder ihnen den Empfang verwehren, selbst unter dem Vorwande nicht, daß sie erst im Morgenanzuge wären. Ein lieblicher Seewind, rein wie Berg-Krystall, entnahm von diesen Blumen seine Düste. In diesem ganzen Hofe blühte, duftete, flog oder sang alles.“

Hier also bildete sich die dichterische Anlage der Cécilia Böhl von Faber, oder wie ihr Schriftstellernamen heißt, der Fernan Caballero, zu jener Vollkommenheit, wie sie uns in ihren spätern literarischen Erzeugnissen entgegentritt, aus. Wir besitzen von ihr Romane, Novellen, Erzählungen (Vorfgeschichten), Volkslieder und Volks- und Kindermärchen. Alles, was sie geschrieben hat, sind keine leeren Phantastengebilde, sondern nach ihrem eigenen Geständnisse „ein Verein von Szenen des wirklichen Lebens, von Schilderungen, Charakterbildern und Beobachtungen“. Wie sie sich als feinste Beobachterin aus dem Leben und für das Leben zeigt, so auch tritt sie uns in all ihren Schriften als Vorkämpferin christlicher Ideen in Kunst und Leben, als Katholikin im eminentesten Sinne des Wortes entgegen.

Zum Schauplatz ihrer Erzählungen hat sie meistens das schöne Andalusien, sei es in den höheren und höchsten Schichten seiner Bevölkerung, sei es in den ärmlichen Hütten des Landvolkes, gewählt. Zeitlich bewegt sich die Dichterin in der Regel im ersten Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts, jener für Spanien so hochbedeutsamen Zeit. Den spanischen Nationalgeist schildert sie in all seinen Vorzügen und Fehlern, und bringt ihn mit dem ausländischen, für ihr Vaterland so verhängnisvollen, vornehmlich von den Engländern und Franzosen in dasselbe importirtem Geiste in Verbindung. Stets weiß sie den kindlichen Ton jener echten Romantik, welche sich von der trost-, that- und hoffnungslosen Weinerlichkeit des in die moderne Literatur eingeschlichenen Pessimismus frei erhält, zu treffen. Verlegender Spott und beleidigende Satire war nie ihre Sache. Die Geißel der Satire schwingt sie stets nur mit einer gewissen Heiterkeit und Freundlichkeit. Wie köstlich z. B. nicht ist die Perlsage, mit welcher sie durch eine alte Matrone den aufgeklärten Don Narciso in der „*Glia*“ in die Enge treiben und zurechtweisen läßt.

„*Señor Narciso*,“ sagte die strengconservative Assistentin, „ich sehe, daß Sie keine Religion haben, lassen Sie doch hören. Glauben Sie an Gott?“
„Aber *Señora*,“ erwiderte der Philosoph, „mir scheint diese Prüfung wenigstens nicht am Platze.“
„Antworten Sie,“ versetzte die Assistentin lebhaft, „denn ich bin neugierig wie eine Alte, die ich bin, und eigenwillig wie eine Schöne, die ich nicht bin. Glauben Sie also an Gott?“

„Ja, ja, *Señora*, ich glaube an ein höchstes Wesen.“

„Unbestimmter Ausdruck. Aber weiter, glauben Sie an den Himmel?“

„Ich glaube an einen Aufenthalt der Gerechten.“

„Wages Wort! Aber weiter, glauben Sie an das Gebet und seine Wirksamkeit?“

„Ich glaube daran; wir sollen den Schöpfer preisen, wie es die Vögel bei Sonnenaufgang thun!“

„Schöne Muster der Andacht! Aber die Wirksamkeit?“

„Ich glaube nicht an einen unmittelbaren Erfolg; es ist eine Annäherung, zu glauben, daß die Gottheit sich soviel mit uns beschäftigt und an unseren individuellen Interessen Antheil nehme.“

„Weshalb beten Sie denn?“

„Ich bete, ohne kindische Anforderungen zu machen; mein Cult ist ein Dank- und Lobhymnus.“

„Gewiß“, sagte die Assistentin, „Ihr Katechismus ist von neuer Erfindung, und ich lasse mir die Ohren abschneiden, wenn Sie ihn dem Volke verständlich machen können, und die Nase, wenn Sie ihn selbst verstehen.“

Wann die Dichterin in künstlerischer Vollendung die revolutionäre, antikatholische Verpeftung ihres heißgeliebten Volkes schildert, so unterläßt sie es niemals, auch diesem düstern Bilde einen heitern Hintergrund zu verleihen. Ich erinnere hier nur an das Gespräch der vorhin erwähnten Assistentin in der „Ella“ mit ihrem Neffen Carlos über die lange Nase König Ferdinands VII. und die verheiratheten Bischöfe Englands. Ein nicht zu unterschätzender Vorzug der literarischen Erzeugnisse Fernan Caballero's ist ferner der keusche, züchtige Geist, der durch dieselben weht. Ebenso ist allen ihren Werken, selbst denen des späteren Alters, eine gewisse natürliche Frische und anregende Lebendigkeit eigen. Es liest sich alles so leicht und fesselnd, so daß, hat man einmal eine ihrer Erzählungen zu lesen angefangen, man nicht eher mit der Lectüre derselben aufhören will, als bis man zu Ende gekommen. Für volkstümliche Redewendungen, spanische Sprichwörter, andalusische Sagen und Legenden sind Caballero's Schriften eine unerlöschliche Fundgrube; denn die auftretenden Personen sind sämmtliche aus dem wirklichen Leben genommen, darum paßt aber auch vollständig auf ihre Dorfgeschichten das spanische Volkslied:

„A tomilla y romero
Me hueles, niña,
„„Como vengo del campo
No es maravilla.“““

(Schluß folgt.)

Historisches Jahrbuch. XVIII. Band.

xy. Nach den Ideen der Gründer der Görresgesellschaft sollte dieselbe zunächst bestimmt sein, die Wissenschaft im katholischen Deutschland zu pflegen. Zur Durchführung dieses großen Planes wurde u. a. auch ein eigenes Organ für die geschichtlichen Studien geschaffen, indem gerade auf historischem Gebiete seit den Magdeburger Centurien die Angriffe gegen die von Christus gegründete Kirche fast zur Tagesordnung zu gehören scheinen. Daher kann es nur freudig begrüßt werden, wenn das „Historische Jahrbuch“, welches im Auftrage der Görresgesellschaft und unter Mitwirkung von Hermann Grauert, Ludwig Pastor, Gustav Schnürer, Carl Wenman von Joseph Weib herausgegeben wird, seinen XVIII. Jahrgang glücklich abgeschlossen hat. Unter den größeren Aufsätzen sei vor allem erwähnt: „Der geistige Entwicklungsgang Joh. Ad. Möhlers“ aus der Feder des Universitätsprofessors Ritter v. Schmid in München, worin klar gezeigt wird, wie sich der reich veranlagte, gemüths-tiefe Verfasser der Symbolik mehr und mehr empor arbeitete und losriß von den Anschauungen einer fogen.

*) „Rosmarin und Thymiankrauch
Trägt Du, Kind, im Kleide.“
„„Wunderst Dich? Ich komm' ja auch
Grade von der Heide.““

aufgeklärten Theologie, welche im Cultus das Lehrhafte allzusehr betonte, die historische Entwicklung dagegen außer Betracht ließ.

Als Jubiläumsgabe mag betrachtet werden die Arbeit Dubry's über die Wirksamkeit des ersten Jesuiten auf deutschem Boden, nämlich des Petrus Faber, welcher durch die geistlichen Uebungen den Petrus Canisius für den neu gegründeten Orden der Gesellschaft Jesu gewann (8. Mai 1543) und so den Boden bereitete für die umgestaltete Thätigkeit des zweiten Bonifatius.

Grauert's „Neue Dante-Forschungen“ sind leider nicht abgeschlossen; denn auf den Aufsatz S. 58, mit I versehen, folgte im laufenden Jahrgange kein II oder III. Und doch sollte es redactionell vermieden werden, ein Thema über mehrere Jahresfolgen hinaus zu vertheilen. Daß aber Grauert gerade in der Dante-Literatur sehr reichen Stoff zur Verfügung hat, beweisen seine gehaltvollen Ausführungen in den historisch-politischen Blättern. Einen principellen Kampf führt Schnürer gegen Lamprecht's evolutionistische Geschichtsauffassung, gemäß welcher es einen Endzweck der menschlich-freien Entwicklung nicht gibt. Im Interesse der katholischen Weltanschauung hätten wir gewünscht, daß Schnürer Seite 111 seinem Gegner näher auf den Leib gerückt wäre mit der Gegenfrage: Wenn die katholische Kirche nur eine menschliche Einrichtung ist, wie Lamprecht in seiner Deutschen Geschichte behauptet, wie kommt es denn, daß diese Kirche alle Stürme des Mittelalters, der Glaubensspaltung und der französischen Revolution glücklich überdauert hat, während es nach demselben Forscher „zu den verhängnisvollsten geschichtlichen Irrthümern der Gegenwart gehöre, zu glauben, daß wir heutzutage noch mit der Geistes-cultur der Reformationszeit durch unmittelbare Zusammenhänge verbunden seien“? —

Wohl den größten Reiz üben auf den Leser des Historischen Jahrbuches die Auszüge aus den verschiedensten Zeitschriften des In- und Auslandes, welche einen Ueberblick gewähren über den Stand einer historischen Frage und zu weiteren Nachforschungen anregen. In nicht zu unterschätzender Verbindung damit steht die Novitätenchau, welche alle neuen Publikationen auf dem umfangreichen Gebiete der Kirchen- und Staatsgeschichte, der Cultur- und Kunstgeschichte u. s. w. anzeigt, oft auch den Werth oder Unwerth eines Buches kurz charakterisirt.

So bietet das Historische Jahrbuch in 1006 Seiten des XVIII. Jahrganges ein sehr reichhaltiges Material, und ist es im Interesse der katholischen Wissenschaft nur zu wünschen, daß die Zahl der Abonnenten sich steigere. Im Jahre 1895 betrug dieselbe 362, im Jahre 1896 trat eine kleine Minderung auf 359 ein.

Unangenehm berührt hat uns im letzten Bande der Name eines altkatholischen Professors aus Bonn als Mitarbeiter. Das Historische Jahrbuch soll doch nach seiner Grundidee ein Sammelplatz für kathol. Historiker sein; die Mitglieder der Görres-Gesellschaft haben vor allem den Nachwuchs jüngerer kathol. Kräfte im Auge, wenn sie durch ihre Jahresbeiträge die Wissenschaft im kathol. Deutschland pflegen und fördern wollen. Entschiedenheit muß herrschen, wenn es gilt, dem Vorrurthe geistiger Inferiorität der Katholiken die Spitze zu bieten!

Recensionen und Notizen.

Petrus Canisius. Oratorium in sieben Bildern. Frl. Solo und Chor mit Klavierbegleitung. Deklamation und Lieder gedichtet von B. Wörner. Composition von A. Samel. Op. 12. Regensburg, Fr. Buxet, 1897. Preis: Partitur und Textbuch 4 M. 40 Pf. Stimmhefte à 60 Pf.

Die Dichtung dieses schönen Werkes stützt sich auf sieben Hauptmomente aus dem Leben des seligen Petrus Canisius, der so erfolgreich in Deutschland für die Erhaltung des katholischen Glaubens zur Zeit der Reformation gewirkt hatte. Darnach gestalten sich auch die lebenden Bilder, welche folgende Szenen bieten: I. Petrus Canisius nimmt Abschied von seinem Vater. II. a) Canisius kniet betend vor dem Grabe des hl. Petrus; b) Christus mit den zwei Aposteln erscheint Canisius. III. Canisius lehrend inmitten der Kinder. IV. Canisius beim Religionsstreit. V. Canisius vor dem Bayernherzog Albrecht, umgeben von den Bischöfen von Regensburg und Augsburg. VI.

Canisius vor dem Kaiser Ferdinand. VII. Canisius in der Verkündigung. — Wenn in dem Gedichte an einer Stelle die Stadt Straubing mehr hervorgehoben wird, so hat dies seinen Grund darin, daß die ganze dichterische und musikalische Schöpfung in erster Linie zu einer besondern Centenarfeier des Seligen in dieser Stadt bestimmt war, in welcher er auch längere Zeit mit außerordentlichem Segen gewirkt hatte. Auch Dichterin (M. Bernarda Wörner, Nonne des Ursulinerinnenklosters) und Componist (Lehrer und Stadtpfarr-Organist A. Sämel) gehören Straubing an. — Die Dichtung bewegt sich in edler, schwungvoller Sprache, ist von tiefer Empfindung getragen und reich an herrlichen Ideen. Ebenbürtig steht ihr die Musik (20 Nummern) zur Seite. Der Componist verstand es, die in die Deklamation eingeschalteten Lieder und Gesangstücke mit entprechenden und die Stimmung gut interpretierenden Melodien und Harmonien zu umkleiden. So ist prächtig und höchst wirksam z. B. das Obergartett „Kündesung Schuld, Kündesglaube“, das Tenorsolo „Und wenn ich zu ihm ging“, und mächtig ergreift der gewaltige Schlusschor „Tu es Petrus“ mit Alleluja. Die erste Aufführung erfuhr dieses Oratorium am 16. November zu Metten durch den Studienchor, bloß mit Klavierbegleitung und Streichquintett, und mit vorzüglich arrangirten lebenden Bildern. Die Ausführung gelang sehr gut und die überaus zahlreichen Zuhörer waren des Lobes voll. Den größten Erfolg errang das Werk in Straubing selber, wo die Centenarfeier am 22. November unter außerordentlicher Theilnahme von nah und fern begangen wurde. Personen aus allen Ständen und Berufsclassen hatten sich zusammengethan, um eine würdige Vorführung des Werkes zu ermöglichen. 140 Sänger und Sängerinnen, darunter eine Elite von Solisten und Solistinnen, nebst einem 60 Mann starken Orchester beteiligten sich daran und halfen unter der Direktion des Componisten zur vorzüglichen Ausführung. Wie bekannt wurde, wird das Werk auch bald in Würzburg und in Hammwegen, dem Geburtsorte des sel. Canisius, zur Aufführung gebracht werden.

P. U. Kornmüller.

Der englische Familienbrief. — Der französische Familienbrief, beide von B. Ulrich. — Der italienische Familienbrief, von Professor Romeo Lovera. Stuttgart, 1897. Joseph Roth'sche Verlagsbuchhandlung. Preis elegant in Ganzleinen gebunden à 1 M. 50 Pfg.

B. Wer die oft gerabezu lächerlich unpraktische Methodik des neusprachlichen Unterrichts an unseren humanistischen Lehranstalten kennt, wird uns verstehen, wenn wir offen bekennen, daß wir zwar fast ein halbes Dutzend von Jahren auf der Schulbank Französisch getrieben hatten, und dies sogar mit Interesse, daß wir aber trotzdem unfähig waren, einen ordentlich stilisirten Brief nach Frankreich zu schreiben. Und war es auch nur eine kurze Bitte per Postkarte, es war uns nie gelehrt worden. Gewiß haben sich auch andere schon in derartigen Verlegenheiten befunden, und da die betreffenden Grammatiken über den Briefstil entweder nichts oder, wie die der Methode Casper-Otto-Sauer, nur Ungenügendes enthalten, dürfte mancher Leser für einen Hinweis auf die citirten, ebenso geschmackvoll ausgestatteten, wie praktisch angelegten Bändchen dankbar sein. Sie geben eine treffliche Anleitung, Billete und Briefe in den genannten Sprachen schreiben zu lernen. Die 70 bis 80 ganz dem Leben abgelauchten Briefe jedes Bändchens sind sprachlich durchaus correct und edel; für Anfänger sind schwierigere Ausdrücke am Schluß der Briefe kurz erklärt; der Inhalt ist ganz aus dem Gesichtskreis eines Eingeborenen des betreffenden Landes genommen. Letztere Eigenschaft bemerken wir besonders an dem soeben ausgegebenen Büchlein Lovera's „Der italienische Familienbrief“. Durch dessen Schilderungen über italienische Eigentümlichkeiten und Reiseorte (Weinlese, Vogelfang, Venedig u. ähnl.) lernt der noch Angeübte neben dem Briefschreiben auch noch ein Stück fremder Anschauungsweise kennen. Ueberhaupt verräth die Auswahl pädagogische Fachmänner und Lehrer. Die Briefe betreffen zu zahlreiche Anlässe des Familien- und gesellschaftlichen Lebens (nur erotische und Handelsbriefe sind ausgeschlossen), sind so fein und elegant stilisirt, daß die Büchlein nur bestens empfohlen werden können. Nicht zum mindesten bilden sie ein recht praktisches Weihnachtsgeschenk

für Schüler und Schülerinnen, und auch Lehrer werden diese Büchlein nicht ohne Nutzen für ihren Unterricht verwenden.

Dr. Karl Stord, Deutsche Literaturgeschichte. Für das deutsche Haus. Stuttgart, Verlag von Jos. Roth, 1898. XVI + 504 S. Preis 3,20 M., eleg. geb. 4,20 M.

B. Eine kurze Geschichte der deutschen Literatur zu schreiben und dabei nicht trocken und langweilig werden, ist gewiß eine Kunst. Stord, der junge vielversprechende elsässische Gelehrte versteht sie und liefert den Beweis in obiger „Literaturgeschichte für das deutsche Haus“. Sie ist ausgezeichnet durch lebendige Darstellung, durch flüssige Sprache, und dabei durch gewissenhafte Forschung, und eignet sich so sehr wohl für die deutsche Familie. Um so mehr, als der Verfasser auf christlichen, katholischen Boden steht, ohne daß er deshalb Andersgläubige schief beurtheilt (man vergl. nur, was er über die „wichtigste Geistessthat Luthers“, die Bibelübersetzung, sagt S. 136 ff.). Einen besonderen Werth scheint uns Stord's Werk zu haben durch die Darlegungen der geistig treibenden Kräfte, die auf ganze Zeitalter und einzelne Gruppen bestimmend einwirkten. Stord faßt seine Aufgabe tief, er begnügt sich keineswegs mit Aufzählung von Namen und Daten, sondern zeichnet seine Gestalten auf ihrem culturhistorischen Hintergrund. Das thut er besonders in den trefflichen Uebersichten und Einleitungen, von den ältesten Zeiten bis zu den „Modernsten“ dieses Jahrzehnts. Vielleicht dürfte da der Verfasser manchmal sogar etwas zu viel gethan haben, so z. B. sind die S. 147 ff. (Zerrüttung durch den 30jährigen Krieg) doch eigentlich ein Uebergreif in die Culturgeschichte. Sonst hätten wir noch auszusagen, daß die „Herosen“ Goethe u. f. w. zu günstig taxirt sind; einen Menschen wie Goethe, der in Leben und Dichtung jenseits von Gut und Böse war, braucht man nicht eben so zimpferlich anzufassen, und Schiller mag der „erste dichterische Führer seines Volkes“ sein, wahr ist aber auch, was Böhmer einmal aus sprach, daß er unserer Literatur viel geschadet hat. Die Ansätze am Ende des Mittelalters sind etwas kurz vorgenommen; die Abhandlung über altfranzösische Literatur S. 55 ff. ist unseres Erachtens zu ausführlich. Die alt- und mittelhochdeutschen Versformen wären durch Beispiele passend illustriert worden. Wielands Heimath Oberholzheim liegt nicht bei Biberach, wenn es auch noch einmal so gedruckt wird, sondern eher bei Ulm. Doch das für schließlich weniger gewichtige Ausstellungen. Im übrigen ist das Buch bestens zu empfehlen. Nicht zum mindesten wird es ein wegtundiger Führer sein in der Literatur der letzten Jahrzehnte. Es bildet ein recht praktisches und hübsches Weihnachtsgeschenk. Ausstattung und Druck sind ausgezeichnet, der Preis wäre bei einer anderen großen Verlagsbuchhandlung Süddeutschlands mindestens um 1 M. höher.

□ Mit dem vorliegenden Hefte beendet die Missionszeitschrift „Kreuz und Schwert“ ihren 5. Jahrgang. Dieser letzte Jahrgang zeichnet sich besonders durch Vermehrung der Illustrationen aus. Wer ein Jahr lang die vielen interessanten Original-Berichte aus unserem Kolonialgebiete gelesen hat, muß Interesse gewinnen an der so fruchtbareren Culturarbeit unserer katholischen Missionäre. Alle Missionen, die uns interessieren, bedienen sich dieser Zeitschrift, weshalb sie sich mit Recht als das Centralblatt für die gesammte Missionsthätigkeit auf dem deutschen Gebiete betrachten kann. An milden Gaben für Missionszwecke hat der Herausgeber wieder rund 20.000 Mk. gesammelt und damit abermals die große kulturelle Bedeutung der Zeitschrift bewiesen. Möge der neue Jahrgang dem Herausgeber neue Freunde bringen! (Man abonniert für 1,50 Mk. bei jeder Post und Buchhandlung. Herausgeber: W. Selmes, Münster i. W.)

Die Encyklika über die Arbeiterfrage. Festschrift für kathol. Arbeitervereine von J. G. S. Augsburg, Kransfelder'sche Buchhandlung. 52 S. 50 Pfg.

h. Der Gedanke, diese hochbedeutende Encyklika auf die Bretter zu bringen, ist originell und neu. Die Verfasser fühlen warm für die Vereinsfrage und das christliche Arbeiterprogramm Leo's. Die edlen Gedanken sind

schön gefasst, die Sprache ist bewegt, der Zweck ist ein lobenswerther: Organisation und Presse auch um der Arbeiterkinder willen. Es fehlt nicht an Handlung. Die Ausführung, die einfachste Scenerie und Kostüme fordert (9 Personen), ist nicht schwer. Deshalb sei das Büchlein zur Ausführung in Arbeitervereinen bestens empfohlen.

Horae diurnae breviarii romani. Rüstet, Regensburg. 5. Auflage. 32°.

* Wie alle Ausgaben liturgischer Bücher im Rüstet'schen Verlage, ist auch das Diurnale durch einen außerordentlich sauberen und klaren Druck ausgezeichnet. Die neueste Gabe in 32° trägt die Druckerlaubnis des Hochwürdigsten Herrn Bischofes Janatus von Regensburg und für das Proprium jeder Diocese die Approbation der jeweiligen kirchlichen Behörde. Als besonders praktisch möchten wir hervorheben, daß die Psalmen der kirchlichen Tageszeiten noch in Separatdruck im gleichen Formate beigegeben werden, so daß sie vom Buchbinder bequem getrennt gebestet und in das Buch eingelegt werden können.

Entwurf eines Besitzsteuer-Gesetzes. Zugleich ein Nachtrag zu des Verfassers Schrift: „Mittelstand und Besitzsteuer“. Von Gg. Killermann, kgl. Landgerichtsrath a. D. in München. 3. Schweizer Verlag (Joh. Cichler) München 1897. Gr. 8°. 3 Bogen. Preis 60 Pf. (Gegen Einwendung von 65 Pf. franco unter Streifband.)

Der Verfasser geht auch in dieser seiner Schrift von den Gedanken aus, daß eine den Wünschen der Bevölkerung entsprechende gerechte Besteuerung vor Allem die Schulden der Steuerpflichtigen und die Familienväter mit unversorgten Kindern zu berücksichtigen habe, das unfindierte Arbeitereinkommen geringer als das fundierte Renteneinkommen belassen müsse, jedem physischen Steuer-subjekte den sogenannten Nothbedarf steuerfrei belassen und zugleich die Krankheits-, Arbeits- und Geschäftsverhältnisse, resp. die dadurch bedingten Verdienst- und Einkommensverhältnisse der Steuerpflichtigen ins Auge fassen soll und tritt nun den Beweis, daß alles dieses durch die, alle gegenwärtigen direkten Steuerarten in sich schließende und daher entbehrlich machende, trotzdem aber äußerst einfache, leicht einführbare, nicht kostspielige, unabwägbare und elastische Besitzsteuer erreicht werden kann, dadurch an, daß er als Nachtrag zu seiner oben genannten früheren Schrift für ein Besitzsteuergesetz die bezüglichen Paragraphen entwirft und durch Vorführung mehrerer aus dem Leben gewisser Beispiele und Bezugnahme auf die einzelnen Paragraphen deren praktische Anwendung zeigt. Da dieser Entwurf gleich den gewählten Beispielen sich nicht nur auf die Landessteuern, sondern auch auf die Kreis-, Distrikts- und Gemeindeumlagen erstreckt, so ist er sowohl höchst praktisch, als auch zur nun möglichen Beendigung der stets wiederkehrenden und aufregenden Steuer-Revisionen und selbst zur endlichen Verwirklichung der allgemein ersehnten Steuerreform geeignet. Durch die Wichtigkeit der Sache und die objektive, klare und überzeugende Behandlung derselben dürfte sich somit die höchst zeitgemäße Schrift wohl empfehlen.

Der selige Petrus Canisius, zweiter Apostel Deutschlands. Bearbeitet von Al. Knöppel, Hauslehrer in Menden. Mit kirchl. Approbation. 8. (X u. 236 S.) Mainz, Verlag von Frz. Kirchheim. 1897. Preis geb. 2 M.

Das VII. Bändchen der von Dr. W. E. Hubert herausgegebenen Sammlung „Lebensbilder katholischer Erzieher“ gibt eine sehr zeitgemäße Biographie des sel. Petrus Canisius. Zwar hat uns das Jahr 1897 aus Anlaß der 300jährigen Wiederkehr des Todestages des Seligen eine ganze Reihe gediegener Darstellungen seines Lebens gebracht. Allein, „weil Canisius ein Erzieher von Gottes Gnaden war“, wie der Verfasser mit vollem Rechte in der Vorrede sagt, darf sein Leben in der vorgenannten Sammlung nicht fehlen. In klarer, einfacher, aber warmer Sprache wird sein Leben in 5 Büchern dargelegt, von denen das erste, die Jugendzeit des Seligen, das folgende seine Wirksamkeit in Bayern und Oesterreich und das dritte

seine ausgedehnte kirchenpolitische Thätigkeit behandelt. Das vierte Buch ist der Thätigkeit des sel. Canisius für die Ausführung der Beschlüsse des Concils von Trident gewidmet, während das fünfte Buch uns mit dessen Lebensabend und schriftstellerischer Thätigkeit bekannt macht. Daran schließt sich ein Rückblick, der in drei Kapiteln die pädagogische Bedeutung des Seligen und seine Bedeutung für Deutschland und jeden Christen schildert. E. H.

Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft. Herausgegeben von Dr. Jos. Weiß. Commissionsverlag von Herder u. Cie. in München. (Jährlich 4 Hefte, auf. 12 M.) XVIII. Jahrgang. 4. Heft.

Inhalt: Aufsätze. Laugert, Der Dominikaner Wigand Witt und seine Streitigkeiten. Duhr, Der erste Jesuit auf deutschem Boden, insbesondere seine Wirksamkeit in Köln. Weiß, Der Streit über den Ursprung des Siebenjährigen Krieges. II. Roth, Adolf von Breithart, Kanzler zu Mainz, † 1491. Müller, Zur Geschichte Jannitzers. — Recensionen und Referate. Gardenhewer, Patrologie (Ehrhard). Böcker, Afese und Mönchtum Bd. I. (Ehrhard). Klopff, Der 30jährige Krieg bis z. Tode Gustav Adolfs 1632. Bd. 3. (Fischer). Kehrbach, Monum. German. Paedagogica Bd. 12, 14, 16 (Rexer). — Zeitschriftenchau. — Novitätenchau. — Nachrichten.

Erstcommunionsbüchlein von Prof. G. M. Sommer, Beneficiat u. Gymnasiallehrer in Bensheim. Erwägungen, Belehrungen und Andachtsübungen für fromme Erstcommunionskinder. Zweite verbesserte Auflage. Mainz, Verlag von Frz. Kirchheim. 1893. Preis in Calicoband mit Nothschnitt M. 1.—

Ein praktisches Büchlein für die Hand des Kindes, das sich gut zur ersten hl. Communion vorbereiten will. Aus dem Büchlein weht eine große Wärme und Hingebung für die Jugend; die Ausstattung ist sehr nobel und der Preis niedrig. (Pädag. Monatshefte, Stuttgart 1896.)

Cochem, P. M. v., Ord. Cap., Goldener Himmelschlüssel. Neu bearbeitet von P. Benedict von Calcar, Ord. Cap. Mit kirchlicher Approbation. Mainz, Verlag von Frz. Kirchheim. 1897. Sechste Auflage. Preis geb. M. 2.—

Der Verfasser schreibt in der Vorrede: „Ich zweifle gar nicht, daß Du Dich bei fleißigem Gebrauche dieses Buches zur wahren Andacht ermuntert und in Deiner Seele getröstet fühlen wirst. Vorzüglich aber habe ich dieses Buch aus Mitleid für die leidenden Seelen im Fegfeuer und aus Verlangen, ihnen in ihren Qualen zu Hilfe zu kommen, geschrieben, weshalb ich denn auch fast alle Gebete und Andachten ganz besonders zur Hilfeleistung und Erquickung der armen Seelen eingerichtet habe. Ich bin fest überzeugt, daß der fleißig gebrauchte Himmelschlüssel mancher gefangenen Seele die Pforte des Fegfeuers erschließen und das goldene Himmelsthor zur ewigen Freude eröffnen wird.“

Waldesrauschen. Geschichten aus dem Volke. Von Otto v. Schaching. Mit zwei Photogravüren und dem Bildnis des Verfassers. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz) 1897. Ladenpreis brosch. 3 M., geb. 4 M.

* In zwei Erzählungen schildert der Verfasser das Leben und Treiben, Sinnen und Denken, die Sitten und Gebräuche der Landbewohner der Oberpfalz, theilweise im Dialekt. Die Erzählungen sind sehr spannend geschrieben und halten das Interesse des Lesers von Anfang bis zum Schlusse wach.

Soldatengeschichten von Ludwig Diehl. Stuttgart, Verlag von Strecker u. Moser.

* Das Bändchen enthält Ernstes und Heiteres aus dem Soldatenleben und bereitet dem Leser viel angenehme Unterhaltung.